

Jürgen Thissen, Die paläolithischen Freilandstationen von Rheindahlen im Löss zwischen Maas und Niederrhein.

Rheinische Ausgrabungen 59. Mainz: Verlag Philipp von Zabern, 2006. Leinen, 184 Seiten mit 69 z.T. farbigen Abb. im Text, 56 Tafeln, 1 Karte, 2 Planbeilagen, 1 CD mit Katalog und Plänen. ISBN 978-3-8053-3672-7, 65,50 €.

Mit dem hier zu besprechenden Buch von Jürgen Thissen, das in der renommierten Reihe ‚Rheinische Ausgrabungen‘ erschienen ist, liegt die monographische Publikation eines bedeutenden, in erster Linie mittelpaläolithischen Fundplatzes am Niederrhein vor, der 1915 entdeckt wurde und seither immer wieder Gegenstand mehr oder weniger systematischer Untersuchungen war. Im Rahmen des Lössabbaus in zwei industriell betriebenen Gruben wurden an verschiedenen Stellen Fundschichten in unterschiedlicher stratigraphischer Position entdeckt, die vor allem reiches mittelpaläolithisches Fundmaterial geliefert haben. Der Autor, selbst maßgeblich an verschiedenen Geländearbeiten in Rheindahlen beteiligt, setzt sich das Ziel, einen umfassenden Überblick über alle Aktivitäten auf dem Fundplatz zu geben und deren Ergebnisse vorzustellen; dabei stellen die bisher letzten Ausgrabungen der Jahre 1995 bis 2001 einen besonderen Schwerpunkt dar.

Bereits im Vorwort des Herausgebers der Publikationsreihe Jürgen Kunow (S. 1-2) ahnt der Leser, dass er über die nüchterne wissenschaftliche Vorlage des Fundplatzes hinaus mit Interpretationen konfrontiert werden wird, die in der urgeschichtlichen Diskussion nicht ohne Widerspruch sind, heißt es doch (S. 2) wörtlich „...[ich] habe darüber hinaus darauf gedrungen, die Vorlage der Grabungen mit ihrem Material auf der einen und deren Deutung und Einbindung in eine größere Synthese auf der anderen Seite getrennt vorstatten gehen zu lassen. Nur so schien und scheint mir eine Grundlage für diszipliniert geführte Sachdiskussionen gegeben“. Da ja wissenschaftliches Neuland und sachliche wissenschaftliche Kontroverse durchaus etwas Positives sind, wird das Interesse der Leserschaft geweckt, so dass man mit erhöhter Aufmerksamkeit an die Lektüre des Buches geht.

Nach knappen Vorbemerkungen und Danksagungen durch den Autor Jürgen Thissen (S. 3-4) folgt (S. 5) eine einseitige Einleitung, in der nicht nur eine vielfache Revision der bisherigen Erkenntnisse zum rheinischen Alt- und Mittelpaläolithikum durch die vorliegende Monographie angekündigt wird, sondern gar „ein neues Modell der urgeschichtlichen Besiedlung der Alten Welt“.

Ein kurzes Kapitel zur Lage des Fundplatzes Rheindahlen (S. 6-8) sowie ein etwas längeres zur Forschungsgeschichte (S. 9-17) schließen sich an. Von der Entdeckung des ersten Artefaktes in der Ziegeleigrube Dreesen im Jahre 1915 bei Lössabbauarbeiten an werden die verschiedenen Grabungs- und Sammelaktivitäten beschrieben, die Hauptfundschichten werden vorgestellt und die Schwierigkeiten bei der Ansprache des Fundmaterials dieser Schichten angerissen; bereits erfolgte Bearbeitungen der älteren Grabungen werden erwähnt. Die Angaben im forschungsgeschichtlichen Kapitel bleiben eher knapp, was aber insofern gerechtfertigt ist, als im archäologischen Teil des Buches noch einmal ausführlicher in chronologischer Folge auf die Untersuchungen eingegangen wird.

Der größte Teil des Textes entfällt auf zwei große Kapitel, die mit „Geologie“ und „Archäologie“ überschrieben sind. Das Kapitel zur Geologie (S. 18-52) hat zu Recht einen nennenswerten Umfang, da vielfältige geologische Prozesse im näheren und weiteren Umkreis der Fundstelle für die Fundplatzgenese von großer Bedeutung sind. Der Rheindahlener Lösskomplex als Teil der Niederrheinischen Lössbörde wird in seiner Bedeutung hervorgehoben. Die Neubewertung der Stratigraphie von Rheindahlen durch Schirmer und Feldmann wird diskutiert und abgelehnt (S. 28-29). Stattdessen legt Thissen in Abb. 16 einen eigenen Entwurf eines Löss-Standardprofils für Rheindahlen und den Linken Niederrhein vor, in welchem die Schichten aus Rheindahlen mit den Marinen Isotopen-Stadien (MIS) korreliert sind; die verschiedenen Fundschichten sind entsprechend zugeordnet. Zur Einordnung der Fundschichten werden bodenphysikalische Daten, schwermineralogische Untersuchungen, geobotanische Befunde sowie Thermolumineszenz und ¹⁴C-Datierungen vorgelegt. Für die Westwand-Hauptfundschicht (Rheindahlen B1) wird eine Datierung in das Eem-Interglazial im engeren Sinne (MIS 5e) propagiert, nachdem dieses Inventar bisher meist in einen jüngeren Abschnitt des MIS 5 und damit in einen frühweichselzeitlichen Zusammenhang gestellt wurde. Eine Einordnung nach dem MIS 5e würde auch besser mit der chronostratigraphischen Einordnung der Vergleichsinventare, darunter Rocourt in Belgien, Seclin und Riencourt-lès-Bapaume in Nordfrankreich sowie Tönchesberg B2 und Wallertheim D am Mittelrhein, korrelieren, die alle in einen frühweichselzeitlichen Zusammenhang innerhalb des MIS gehören. Der so genannte Ostecken-Komplex von Rheindahlen (Rheindahlen B3) wird in eine Warmzeit zwischen Saale- und Warthekaltzeit, d.h. in das MIS 7, gestellt und auf etwa 220.000 BP datiert.

Etwas verwirrend ist es, dass im Text auf den Seiten 34-36 immer von vier Bt-Horizonten im Rheindahlener Profil gesprochen wird, während in Abb. 19 (S. 34) fünf Bt-Horizonte eingetragen sind. Diese Verwirrung klärt sich bei einem Blick auf Tabelle 4 (S. 37). Hier werden das MIS 7 und die Fundschicht Rheindahlen B3 mit einem Nassboden korreliert, der auch als 3. Boden bezeichnet wird. In Abb. 19 ist aber dieser Boden des MIS 7 als 3. Bt eingetragen. Entsprechend heißt der Boden des Holstein-Interglazials (MIS 9a und 9c) in Tab. 4 ‚3.Bt‘ bzw. ‚4. Boden‘, in Abb. 19 heißt es dagegen an entsprechender Stelle ‚4. Bt‘. Im Text heißt es dann auf S. 37 auch, der 3. Bt sei in Rheindahlen nur reliktsch erhalten; gemeint ist damit die in Tabelle 4 als ‚3. Boden‘ bezeichnete Bildung. S. 38 heißt es dann „Der so genannte 3. Bt ist demnach der 4. Boden in Folge...“; gemeint ist jetzt wieder das Holstein-Interglazial (MIS 9a und 9c). Es wäre sicherlich besser gewesen, hier in Text, Tabelle und Abbildung eine einheitliche und unzweideutige Terminologie zu verwenden. Man mag dem Rezensenten an dieser Stelle vielleicht Haarspalterei vorwerfen, andererseits hängen so viele Zuordnungen Thissens an der chronostratigraphischen Position der Funde, dass hier Korrektheit und Eindeutigkeit gefordert werden muss.

Das Kapitel zur Geologie schließt mit einem Abschnitt über Steinrohmaterialien aus den Terrassenschottern von Maas und Rhein und die in Rheindahlen verwendeten Gesteine. Besonderer Wert wird dabei auf die unterschiedlichen Patinierungen der Artefakte aus unterschiedlichen Schichten von Rheindahlen gelegt. Artefakte aufgrund von Patinaausprägungen zu datieren, ist immer mit großen Unsicherheiten behaftet, wenn nicht in vielen Fällen gar unmöglich. Thissen kann aber plausibel machen, dass in Rheindahlen zumindest klare Tendenzen erkennbar sind, indem die Funde der Fundschicht B1 eine braune Patina tragen (von Thissen „Redox-Patina“ genannt), während

die Artefakte der Fundschichten A2 und B3 blau-weiß patiniert sind. Die braune Patina wird auf ausgeprägt interglaziale Klimabedingungen zurückgeführt, die blau-weiße dagegen auf kaltzeitliche Bedingungen.

Das mit Abstand umfangreichste Kapitel (S. 53-146) befasst sich mit der Archäologie der Fundstelle Rheindahlen, wobei die Seiten 53-129 auf die eigentliche Vorlage der Funde und möglichen Befunde entfallen, während bis S. 146 dann „die Fundschichten von Rheindahlen im eurasisch-nordafrikanischen Kontext“ betrachtet werden. Die Vorstellung der Funde im engeren Sinne ist wiederum bewusst in zwei Teile gegliedert, die zum einen die Forschungen der Jahre 1915 bis 1995 (S. 53-106), zum anderen die Forschungen der Jahre 1995 bis 2001 (S. 106-129) beinhalten.

Auf wenigen Seiten (S. 53-56) werden die obersten drei Fundschichten behandelt. Fundschicht A1 umfasst nur zwei unpatinierte Steinartefakte, darunter eine geknickte Rückenspitze. Eine Zuordnung zu den spätpaläolithischen Federmessergruppen ist folgerichtig. Die über weite Teile des Grubenbereichs streuenden Artefakten des so genannten Patina-Komplexes in Fundschicht A2 stellen, wie Thissen wohl zutreffend herausarbeitet, keinen einheitlichen Fundkomplex dar. Fundschicht A3 hat in einem kleinen Inventar unter anderem einen Faustkeil geliefert, der typologisch als MTA-Faustkeil ansprechbar ist. Thissen nimmt eine Datierung in zeitlicher Nähe zum ersten Kältemaximum der letzten Kaltzeit zwischen etwa 80.000 und 50.000 vor heute an. Er lehnt die Bezeichnung MTA ab, da seiner Meinung nach kein MTA im westlichen Mitteleuropa nachgewiesen sei und favorisiert stattdessen die von Alain Tuffreau vorgeschlagene Bezeichnung „Epiacheuléen“. Ohne weiter auf diese Problematik eingehen zu wollen bleibt aber zu fragen, warum das Vorkommen vereinzelter typologisch als MTA-Faustkeile ansprechbarer Werkzeuge wie in Rheindahlen A3 oder auch in Lenderscheid in Hessen nicht eben doch als schwacher Hinweis eines Ausstrahlens dieser in der Tat im Wesentlichen auf Westeuropa (und Teile Großbritanniens) beschränkten Formengruppe nach Mitteleuropa gewertet werden könne. Rein nach dem Foto zu urteilen, ließe sich auch der in Abb. 60 (S. 149) abgebildete Faustkeil von Geuenich hier einreihen.

Fundschicht B1, die so genannte Westwand-Fundschicht, ist eine der beiden Hauptfundschichten in Rheindahlen und wird entsprechend ausführlich behandelt (S. 56-87). Mit Abstand die meiste Fläche wurde zwischen 1964 und 2001 innerhalb dieser Fundschicht ergraben. Es lässt sich dadurch eine ursprüngliche Mindestausdehnung über eine Fläche von 330 m x 250 m erschließen. Ein bereits 1962/63 in der Abbauwand entdeckter typischer Micoque-Keil gehört ebenfalls in diese Fundschicht. Die ersten planmäßigen Grabungen in der Westwand-Fundschicht leitete 1964/65 Gerhard Bosinski, der 1966 einen größeren Vorbericht publizierte. Das Fundmaterial diente vor allem als Grundlage für die Dissertation von Hartmut Thieme, der 1980 selbst kleinere Grabungen in der Fundschicht B1 durchführte. Besonders bemerkenswert sind seine außerordentlichen Erfolge beim Zusammensetzen der Steinartefakte, konnte er doch 90% des Abschlagmaterials (Gewichtsanteil) wieder zusammensetzen. Es gelang ihm so, eine innere Gliederung der Grabungsfläche von 1964/65 zu erarbeiten. Bosinskis und Thiemes Ergebnisse, bisher an verschiedenen Stellen und mit verschiedenen Schwerpunkten publiziert, werden in der Monographie ausführlich referiert, und es ist positiv, sie jetzt in Form eines kompakten Überblicks vorgelegt zu bekommen, auch wenn dabei kaum neue Erkenntnisse präsentiert werden. Ausführlich geht Jürgen Thissen schließlich auf

die Ergebnisse seiner eigenen Grabung in der B1-Fundschicht in den Jahren 1984/85 ein, die er bereits in einem Vorbericht 1986 publiziert hat und die Gegenstand seiner Magisterarbeit von 1988 waren. Einige kritische Anmerkungen seien an dieser Stelle erlaubt. So sagt Thissen (S. 60), die Funde der Grabung 1964/65 hätten vor allem an der Basis von Schicht B/C innerhalb der Fundschicht B1 gelegen und verweist auf die entsprechende Profilprojektion Bosinskis, die er selbst als Abb. 27b (S. 61) wiedergibt; er sagt weiterhin, die Profilprojektionen seiner eigenen Grabungen bestätigten dies und verweist auf seine Abb. 36 (S. 81). Daraus schließt er, dass innerhalb der Schicht B/C die Fundschicht im engeren Sinne gelegen habe, möglicherweise sogar der eigentliche Laufhorizont. Während man der Argumentation in der Profilprojektion der Funde von 1964/65 noch weitgehend folgen kann, so scheint bei den Profilprojektionen von 1984/85, von wenigen Ausnahmen abgesehen, der Trend sogar eher umgekehrt zu verlaufen. Zwar liegt der Schwerpunkt der Funde tatsächlich innerhalb Schicht B/C, so dass die Interpretation als Fundschicht im engeren Sinne stichhaltig ist, der Laufhorizont an der Basis der Schicht lässt sich aber nicht nachvollziehen.

In Tabelle 11 (S. 63) werden Thiemes Zusammensetzungen der Knolle 1 nur pauschal als ‚aneinander‘ bezeichnet, ebenso die Zusammensetzungen der Knolle 3 in Tabelle 13 (S. 66) und Knolle 5 in Tabelle 15 (S. 68), während für die Knollen 2 (Tabelle 12, S. 65) und 4 (Tabelle 14, S. 67) durchaus zwischen aneinander und aufeinander gepassten Stücken unterschieden wird. Die Abbildungen auf den Tafeln 10, 16 und 17 zeigen jedoch klar, dass auch bei den Knollen 1 und 3 sehr viele Aufeinanderpassungen vorkommen. Warum die Zusammensetzungen so unterschiedlich wiedergegeben werden, bleibt unklar, zumal bei der Behandlung der Zusammensetzungen der Grabung 1984/85 (S. 82) mit Bezug auf die Nomenklatur nach Cziesla bewusst differenziert wird. Nur am Rande sei erwähnt, dass in zwei der genannten Tabellen falsche Werte auftreten. In Tabelle 12 (S. 65) ist es lediglich die Summe der Grundformen, die statt mit 63 fälschlich mit 65 angegeben ist. In Tabelle 14 (S. 67) beläuft sich dagegen die Summe der Grundformen bereits auf 309, während als Anzahl der Einzelstücke (d.h. Grundformen + sonstige Artefakte) nur 222 angegeben ist. Eine Addition der einzeln aufgelisteten Grundformen (68 + 13 + 229) ergibt 310. Auch die Gewichtsangaben sind unstimmig. Letztlich bieten alle Tabellen zu den Zusammensetzungen kein besonderes Aussagepotenzial und sind verzichtbar.

Die zweite mittelpaläolithische Hauptfundschicht aus Rheindahlen, die Fundschicht B3 (Ostecken-Komplex), nimmt ebenfalls in angemessener Weise breiteren Raum ein. Beschrieben werden die ersten Untersuchungen durch Kahrs und Narr, dann die umfangreicheren Geländearbeiten von Gerhard Bosinski 1964/65 und Hartmut Thieme 1973-1975. Wenn auch die Grabungsarbeiten Thiemes 1980/81 in einer Abschnittüberschrift genannt sind, wird zu diesen Geländearbeiten außer der bloßen Erwähnung und einer wenig aussagekräftigen Farbabbildung auf Tafel 4 kein Wort verloren. Im Wesentlichen werden bereits durch Thieme erzielte Ergebnisse referiert, und es wird darauf verwiesen, dass die Bearbeitung des Materials aus dieser Schicht noch nicht abgeschlossen sei. Etwas unklar bleibt, welche Artefakte denn nun konkret in Abb. 44 (S. 93) zu der in der Bildunterschrift genannten Knolle 1 gehören.

Die tieferen Fundschichten werden wiederum nur kurz (S. 102-106) behandelt. Fundschicht B5 lieferte den ältesten mittelpaläolithischen Komplex in Rheindahlen mit einer gut ausgeprägten Levallois-Komponente. Mit der Fundschicht C1 beginnt das altpa-

läolithische Schichtpaket. Die kleine Grabungsfläche in der Schicht C1 lieferte nur drei Artefakte aus Quarz: ein angeschlagenes Geröll sowie zwei kleine Abschlüge. Aus der Fundschicht D1 schließlich stammen ein Gangquarzstück mit einer möglicherweise artifizialen Spaltfläche, das leider nicht abgebildet wird, sowie ein Geröll mit fraglichen Bearbeitungsspuren, das nach dem Foto auf Tafel 5 schwer zu beurteilen ist. Allerdings scheint die anthropogene Einbringung dieser ortsfremden Materialien in den Löß einigermaßen plausibel.

Gegenstand des zweiten Teiles der Fundvorlage im engeren Sinne (S. 106-129) sind die vorläufig letzten Grabungsarbeiten in Rheindahlen in den Jahren 1995-2001 wiederum in der Fundschicht B1. Diese Grabungen erfolgten z.T. unter der Leitung von Jürgen Thissen und Ralf W. Schmitz, z.T. unter der Leitung des Rheinischen Amtes für Bodendenkmalpflege (RAB), Außenstelle Xanten. Dies hat zur Folge, dass die Untersuchungen in den Akten des RAB unter zwei verschiedenen Aktivitätsnummern geführt werden. Wie bereits in der Vorbemerkung (S. 3) angekündigt, soll die Darstellung dieser Untersuchungen „natürlich breiteren Raum einnehmen“, was zu begrüßen ist, da bisher noch keine umfassenderen Publikationen zu diesen Aktionen existieren. Dieser Raum erstreckt sich im Buch über 22,5 Seiten. Der Stellenplan Abb. 49 (S. 107) soll die Orientierung erleichtern, doch sind die kursiv gedruckten Eintragungen zur Differenzierung der beiden Grabungsaktivitäten recht schwer von den normal gedruckten zu unterscheiden.

Der Verlauf der Grabungen 1995-2001 wird sehr ausführlich geschildert; wegen der z.T. überflüssig genauen Angaben wie Stellennummern, Aktivitätsnummern und Inventarnummern liest sich dieser Abschnitt gelegentlich etwas holprig. Recht großen Raum nimmt die Beschreibung der horizontalen und der vertikalen Fundverteilung ein. Die Planbeilagen 1 und 2 sowie Detailabbildungen aus diesen Plänen (Abb. 51 und Abb. 53) geben einen guten Gesamtüberblick. Will man sich allerdings detailliertere Einblicke verschaffen, so z.B. wenn S. 113 gesagt wird, bifaziale Formen kämen gehäuft im südlichen Teil der Grabungsfläche vor, so hat man es dabei ausgesprochen schwer, da auf Planbeilage 2 alle Artefakte eingetragen und verschiedene Formen mit sehr vielen verschiedenen Symbolen einkartiert sind. Es ist gewissermaßen, als sähe man vor lauter Wald die Bäume nicht mehr. Eine Reihe von Einzelkartierungen für bestimmte Artefaktkategorien wäre hier zweifellos wünschenswert. Leider sind sie auch auf der beiliegenden CD nicht zu finden.

Schaut man sich zu der Beschreibung der horizontalen Fundverteilung die Planbeilage 1 und Abb. 51 genauer an, so kann man viele der Aussagen zu Fundkonzentrationen und fundärmeren Bereichen nachvollziehen. Deutlich wird auch, dass die Funddichte im südlichen Flächenteil der Grabungen 1995-2001, der als Stelle 104 durch das RAB ausgegraben worden ist, deutlich geringer ist als im nördlichen Teil. Es wird darüber hinaus erwähnt, die Anzahl der dort gefundenen Absplisse sei sehr viel geringer als im nördlichen Teil. Thissen erklärt dies relativ umständlich und nicht unbedingt überzeugend mit anderen topographischen Bedingungen gerade im südlichen Flächenteil und daraus resultierender stärkerer Erosion, die die stärker für Frostwanderung anfälligen und daher eher nach oben wandernden kleinen Absplisse zu größten Teilen forterodiert habe. Zu der vertikalen Fundverteilung wird dann (S. 116) angemerkt, es sei dort nicht unbedingt das Muster erkennbar, dass schwere Artefakte eher unten, leichtere eher

oben liegen. Andererseits wurde das weitgehende Fehlen von Absplissen im südlichen Flächenteil gerade mit solchen Mechanismen erklärt. Bei einer genauen Betrachtung der Abb. 51 ist es im Übrigen mehr als augenfällig, dass auch in den Bereich dichtester Fundkonzentration streifenförmig fundärmere Bereiche eingreifen, ein Streifen ist sogar fast fundleer, während in den südlich und nördlich angrenzenden Fundquadratereihen eine nennenswerte Funddichte zu verzeichnen ist. Abb. 52 zeigt, dass es sich bei diesen fundärmeren Streifen ebenfalls um Teile der Stelle 104 handelt. Da es kaum vorstellbar ist, dass ausgerechnet in diesen einigermaßen scharf abgegrenzten Streifen die Funddichte auch von einer veränderten Topographie betroffen war, sei die Frage erlaubt, ob die andersartige Situation in Stelle 104 insgesamt nicht auch grabungstechnisch bedingt sein kann.

Enttäuschend ist, gerade vor dem Hintergrund der Zusammensetzungserfolge Hartmut Thiemes mit dem Fundmaterial der Fundschicht B1, der Zusammensetzungsbefund für die Grabungen 1995-2001. Es gelangen nur 29 Zusammensetzungen; bei 5709 Artefakten ist das eine Zusammensetzrate von nur 0,5%. Erklärt wird dies mit der starken braunen Patinierung der Stücke, die eine Zuweisung zu verschiedenen Rohmaterialeinheiten weitgehend verhindert habe.

Die Steinartefakte der Grabungen 1995-2001 werden nur recht kurz auf zehn Seiten behandelt. Auf die Kerne entfällt dabei nicht einmal eine halbe Spalte Text. Zwar ist eine Auswahl von Kernen auf mehreren Tafeln abgebildet, doch würde man sich, da das Material bisher kaum in anderen Publikationen zugänglich ist, eine etwas umfassendere Behandlung wünschen.

Die Analyse der modifizierten Formen bleibt mit einer Ausnahme ebenfalls recht knapp. Die Ausnahme betrifft „Kostenki-Enden, Bifaces und Stücke mit Anwendung der Pradniktechnik“ (S. 121-124). Diese Fundkategorie stellt nun in der Tat ein besonders charakteristisches Merkmal im Inventar der Grabungen 1995-2001 dar, und die ausführliche Behandlung ist an dieser Stelle gerechtfertigt. Die Kostenki-Enden, benannt nach ihrem häufigen Vorkommen in der russischen Fundstelle Kostenki I (Schicht 1), kommen in sehr unterschiedlichen mittel- und jungpaläolithischen Technokomplexen vor und besitzen eine weite geographische Verbreitung auch über Europa hinaus. Der Begriff Kostenki-Ende wird im Übrigen nicht erst in der S. 121 zitierten „neueren Literatur“ verwendet, sondern findet sich bereits früher (z.B. Veil 1983).

Die eigentliche Fundvorlage ist damit beendet. Als Zwischenfazit lässt sich festhalten, dass bis hierhin sicherlich ein solider und kompakter Überblick über die Fundstelle Rheindahlen vorliegt. Leicht enttäuschend ist vielleicht die etwas knappe Behandlung der neuesten Geländearbeiten der Jahre 1995-2001. Mit knapp 23 Seiten ist sie deutlich kürzer als die Behandlung der anderen Geländearbeiten innerhalb der Fundschicht B1, die, obwohl die meisten Ergebnisse bereits publiziert sind, immerhin 31 Seiten einnimmt.

Es folgen nun die interpretierenden Kapitel, zunächst (S. 129-146) die erwähnte Bewertung der „Fundschichten von Rheindahlen im eurasisch-nordafrikanischen Kontext“, die „auch unter Berücksichtigung paläo-anthropologischer Erkenntnisse“ erfolgt. Bereits in den einleitenden Abschnitten (S. 129-30) lässt sich erahnen, in welche Richtung einige Deutungen gehen werden. Die Präsapiens-Hypothese wird erwähnt, die für

Europa neben der Linie, die zum Neandertaler führte (Präneandertaler-Linie) eine eigene Entwicklungslinie postuliert, aus der der anatomisch moderne Mensch hervorging. Die Präsapiens-Hypothese wird seit Ende der 1980er Jahre von den meisten Anthropologen, nach Ansicht des Rezensenten zu Recht, abgelehnt. Es deutet sich an, dass Jürgen Thissen dieser Hypothese nun neues Gehör verschaffen möchte. Auf Seite 131 lässt er die Katze aus dem Sack und stellt zur Diskussion, „ob nicht zum Beispiel das Inventar Rheindahlen B1, das – wie auch andere mittelpaläolithische Komplexe – einen zum Teil erstaunlich jungpaläolithischen Habitus aufweist, vielmehr von einem frühen *Homo sapiens*, statt vom Neandertaler gefertigt wurde“. Ein Modell mit Berücksichtigung der Präsapiens-Hypothese findet sich dann auch in Abb. 58 (S. 132).

In der Folge wird nun für jede Fundschicht aus Rheindahlen eine „Bewertung und Einstufung des Inventars“ gegeben. Integraler Bestandteil dieser Bewertung und Einstufung ist jeweils auch immer eine mehr oder weniger ausführliche Diskussion, welche Menschenform wohl für das entsprechende Inventar zuständig sei. Bei den altpaläolithischen Inventaren D1 und C1 ist dies einigermaßen unproblematisch. Während beide ausgesprochen kleinen Inventare kulturell kaum eine Zuordnung erlauben, lässt sich *Homo heidelbergensis* mit gutem Recht als ihr Verursacher erschließen, da zu Zeiten des MIS 13 bzw. MIS 11, in die Thissen die beiden Fundschichten stellt, keine andere Menschenform in Europa präsent war.

Die älteste mittelpaläolithische Fundschicht B5 wird vor allem aufgrund der stratigraphischen Position und der lehrbuchgemäßen Anwendung der Levallois-Methode in ein Jungacheuléen eingeordnet. Neuerungen im Formenschatz sowie in der Bearbeitungstechnik, die jetzt zu beobachten sind, von Thissen (S. 134) als „technologische Moderne“ bezeichnet, verbindet er mit der Ankunft einer „entwickelten menschlichen Bevölkerung. Dies ist *Homo sapiens steinheimensis*, der archaische *Homo sapiens*, der nun auch das Rheinland besiedelte“ (S. 134). Zwar ist die phylogenetische Stellung des Fossils aus Steinheim nach wie vor nicht endgültig geklärt, eine Tatsache, die sich u.a. in der häufiger verwendeten Bezeichnung *Homo steinheimensis* ausdrückt, ebenso fehlt immer noch eine einigermaßen gesicherte Datierung, doch ist es sicherlich nicht gerechtfertigt, diesen Fund, wie es im vorliegenden Buch geschieht, durch die Bezeichnung *Homo sapiens steinheimensis* eindeutig in die Linie zu stellen, die zum anatomisch modernen Menschen führt. Hierauf wird weiter unten noch einmal zurückzukommen sein.

Größeren Raum nimmt natürlich die Einordnung des Inventars aus der Fundschicht B3 ein. Dabei werden verschiedene Vergleichsfundplätze diskutiert, darunter vor allem Swanscombe im Tal der Themse. Gerhard Bosinski (1967) bezeichnete das Material Rheindahlen B3 als einen neuen ‚Inventartyp Rheindahlen‘ und stellte diesen in die Nähe des französischen Charentien, Typ Ferrassie; er ordnete die Funde einer Kaltphase zu, in der er die frühe Würm-Eiszeit sah. Thissen stellt die Fundschicht demgegenüber in das Warthe/Saale-Interglazial (MIS 7) zwischen 220.000-200.000 vor heute; er lehnt eine Zuordnung zum Charentien Typ Ferrassie ab und sieht stattdessen im Inventar B3 „eine Geräte-Vergesellschaftung, die typologisch den Ursprung zweier kultureller Strömungen darstellt“ (S. 134). Gemeint sind eine Vorwegnahme von Elementen des Micoquien mit einer merklichen Komponente flächenretuschierter Werkzeuge einerseits (weshalb S. 138 auch der Begriff „Proto-Micoquien“ verwendet wird) und das Vorhandensein der weitgehend unifazialen Formen des klassischen Moustérien andererseits.

Thissen spricht (S. 137) auch hier von einem „Epiacheuléen“, nachdem er früher (S. 56) das wesentlich jüngere Material der Fundschicht A3 ebenfalls mit dieser Bezeichnung belegt hatte. Er sieht einen direkten Entwicklungsstrang, der aus dem Jungacheuléen der MIS 9b-a/8 hervorgegangen sei und sich dann von der MIS 7 (mit einem „Epiacheuléen nach Art des Inventars B3), bei einem europäischen Hiatus in der MIS 6, über das eemzeitliche Micoquien bis ins weichselzeitliche Moustérien verfolgen lasse. Wie in einem späteren Abschnitt noch deutlich wird und wie es auch in Abb. 59 (S. 135) dargestellt ist, setzt für Thissen jetzt, im MIS 7, erst die Entwicklung der Neandertaler-Linie ein, die von Präneandertalern schließlich zu den klassischen Neandertalern führt. Sapiënten in Form des frühmodernen *Homo sapiens* treffen in dem Modell Thissens in einer Spätphase des Eem-Interglazials, von Nordafrika kommend, wieder in Europa ein (S. 137). Eine solche Einwanderung muss für Thissen zwangsläufig stattgefunden haben, da seiner Meinung nach das Micoquien von modernen Menschen getragen war und die eemzeitliche Fundschicht B1 von Rheindahlen eben als Micoquien klassifiziert wird.

Noch ausführlicher wird auf 6,5 Seiten die Einordnung des Inventars Rheindahlen B1 diskutiert (S. 138-145). Zu Recht wird noch einmal auf die auffallende Klingenkomponekte des Inventars hingewiesen, und es werden Vergleichsfundplätze genannt. Natürlich sind die zahlreichen Kostenki-Enden der Fundschicht B1 ein Charakteristikum des Inventars und insofern von großer Bedeutung, dass aber auch jetzt diese Werkzeugform wieder in epischer Breite thematisiert und dabei größtenteils bereits Gesagtes wiederholt wird, ist ärgerlich. Und wenn schon Fundplätze mit Kostenki-Enden bis in das Gravettien hinein aufgeführt werden (S. 140), sollten doch die Magdalénien-Vorkommen nicht unerwähnt bleiben.

Wallertheim, speziell die Fundschicht D aus den Grabungen von Nicholas Conard, wird zu Recht als Vergleichsfundplatz für das Inventar B1 aufgeführt (S. 140-141). Die erwähnten Faunenuntersuchungen durch Sabine Gaudzinski und die daraus erschlossene selektive Jagd auf Wisent beziehen sich jedoch nur auf die so genannte ‚Fundschicht‘ desjenigen Fundplatzbereiches, der 1927/28 von Otto Schmidtgen ausgegraben worden war. Fundschicht D der neueren Grabungen lieferte dagegen eine diversere Jagdbeute mit vor allem Pferd, daneben Wildesel und eher selten Wisent (vgl. Conard und Prindville 2000). Selektive Jagd wird für das Mittelpaläolithikum als „moderne“ Subsistenzstrategie bezeichnet (S. 141) und mit der in Salzgitter-Lebenstedt praktizierten Strategie verglichen. Für Jürgen Thissen „verdichten sich also die Hinweise, dass die Menschen des Micoquien-Kreises erstaunlich ‚fortschrittlich‘ agierten“ (S. 141) woraus später dann auch der Schluss gezogen wird, dass es sich um moderne Menschen gehandelt habe. Nicht beachtet wird dabei, dass beispielsweise in Frankreich mit den Fundstellen La Borde sowie Mauran und Coudoulous I (Schicht 4) mittelpaläolithische Plätze existieren, an denen ebenfalls spezielle Jagd auf Ur bzw. Wisent stattgefunden hat und die typenarme Moustérien-Inventare, oft mit einem hohen Anteil an gezähnten Stücken, geliefert haben, wie sie nach Aussage Thissens nur die Neandertaler hergestellt haben. In Frankreich haben also in Hinsicht auf die Subsistenz auch die Neandertaler ‚fortschrittlich‘ agiert, in Mitteleuropa soll dies dagegen nur der moderne Mensch getan haben!

Für Polen wird eine kontinuierliche Entwicklung vom Micoquien über die spätmittelpaläolithischen Fundplätze mit Blattspitzen zum als jungpaläolithisch bezeichneten Bohunicien gesehen (S. 143). Beziehungen zwischen Micoquien und Blattspitzengruppen

sind sehr wahrscheinlich, wie bereits häufiger, u.a. von Karel Valoch, herausgearbeitet wurde. Ob sich aber die Blattspitzeninventare aus den Keilmesser- oder Micoquieninventaren entwickelt haben, wie z.B. Valoch annimmt, oder ob es sich um zwei verschiedene, durch unterschiedliche Aktivitäten und unterschiedliche Landschaftsnutzungsmuster bedingte Ausprägungen ein und desselben größeren Komplexes mit sowohl micoquien-typischen Formen als auch Blattspitzen handelt, wie z.B. durch Terry Hopkinson oder den Rezensenten für möglich gehalten, kann hier nicht weiter vertieft werden. Das Bohunicien dagegen, ein klassisches ‚Übergangsinventar‘ mit mittel- und jungpaläolithischen Elementen, hat mehr oder weniger zeitlich parallel zu den Blattspitzengruppen existiert (einige Fundplätze sind sogar etwas älter als die der Blattspitzengruppen) und ist sicherlich nicht aus diesen hervorgegangen. Das Bohunicien zeichnet sich im Gegensatz zu Micoquien und Blattspitzengruppen u.a. gerade durch das weitgehende Fehlen bifazialer Formen aus; ihr sporadisches Vorkommen lässt sich durch Kontakte zwischen den Trägern beider Technokomplexe erklären. Insofern ist es wenig sinnvoll, die für das Bohunicien namengebende Fundstelle Brno-Bohunice einem „entwickelten, transformativen Micoquien“ zuzuordnen, wie Thissen dies (S. 143) propagiert. Nur am Rande sei erwähnt, dass die Schreibweise für den polnischen Fundplatz Zwierzyniec in der Form Zwierzyniek ungewöhnlich ist; bei dem Cracovie-Pradnik genannten Fundplatz hätte man den hier in der französischen Schreibweise aufgeführten Namen der Stadt Krakau besser in der polnischen Schreibweise gelassen und im übrigen den vollständigen Namen des Fundplatzes Kraków-Pradnik Czerwony geschrieben.

Als Vergleichsfundplatz führt Thissen auch Weasel-Cave in Russland auf (S. 143). Für Schicht 5 mit einem klassischen Moustérien gibt er zwei ¹⁴C-Daten von knapp 33.000 und gut 34.000 BP an. Einige Zeilen tiefer schreibt er, dass Schicht 5 „chronostratigraphisch eindeutig im mittleren Jungpaläolithikum verortet werden konnte“, während in der zitierten Primärpublikation korrekt von „early Upper Paleolithic“ gesprochen wird. Zwar existierten im genannten Zeitraum in der Tat bereits frühjungpaläolithische Industrien und der anatomisch moderne Mensch hielt sich bereits in Europa auf, andererseits lebten in Europa und bis in den zentralasiatischen Raum hinein auch noch Neandertaler, die nach Thissen allein für alle Moustérien-Inventare – und nur für diese! – verantwortlich sind. Die progressiver wirkenden Inventare mit deutlicher Klingenkomponente aus stratigraphisch tieferer Position der Weasel Cave möchte Thissen dagegen anatomisch modernen Menschen zuschreiben, eben wegen ihrer größeren Progressivität. Deutlich wird hier eine im wissenschaftlichen Diskurs glücklicherweise inzwischen weitgehend überholte Sicht vorgetragen, nach der der Neandertaler eher primitiv und in seiner Entwicklung statisch war, während Fortschrittlichkeit in der kulturellen Entwicklung nur dem anatomisch modernen Menschen zugebilligt wird. Vor diesem Hintergrund sind letztlich alle bisherigen und noch folgenden Interpretationen Thissens zu sehen.

Thissen spricht sich im Übrigen im Rahmen einer kurzen Diskussion der Micoque-Problematik (S. 144-145) dafür aus, den Begriff Micoquien weiterhin statt des in jüngerer Zeit eher verwendeten Begriffs ‚Keilmessergruppen‘ zu benutzen, dies sogar in einem erweiterten Begriff auch für vor-eemzeitliche Inventare (des von ihm so benannten „Proto-Micoquien“) wie Ehringsdorf und La Cotte-de-Saint-Brelade sowie, und dies ist noch weniger nachvollziehbar, für Inventare des Bohunicien.

Die Erweiterung des Micoquien-Begriffes wird im Zusammenhang mit der Bewertung des Inventars Rheindahlen A3 (S. 145-146) sogar noch weiter geführt. Einer Zuordnung dieses Inventars zu einem MTA wird, wie bereits schon vorher (S. 56), widersprochen. Stattdessen wird das MTA als westeuropäische Faziesausprägung (bzw. „regionale Spielart“: S. 146) dem Micoquien einverleibt, die in Frankreich zum als jungpaläolithische Kultur des modernen Menschen angesehenen Châtelperronien überleite. Während die Entwicklung des Châtelperronien aus dem MTA bereits von F. Bordes herausgearbeitet wurde und eigentlich unstrittig ist, so ist eine Sicht des MTA als bloße Spielart des Micoquien mehr als fraglich. Hier wäre bei so weit reichenden Deutungen eine Auseinandersetzung mit der völlig ignorierten einschlägigen modernen Literatur, beispielsweise mit den Arbeiten Marie Soressis (z.B. Soressi 2004; vgl. auch Jöris 2003) angebracht. Eine vergleichbare Entwicklung sieht Thissen „im Osten Eurasiens [Anm. d. Rez.: gemeint ist in Wirklichkeit das östliche Mitteleuropa!], wo ein Micoquien über ein Bohunicien mit Levalloistechnik und bifazialen Formen kontinuierlich zu einem Szeletien mit Blattspitzen ohne Levalloistechnik überleitet“ (S. 146); die Entwicklung verläuft also in diesem Falle, was Bohunicien und Szeletien betrifft, nach Meinung Thissens genau anders herum als er es auf S. 143 für Polen beschrieben hat, das allerdings geographisch ebenfalls zum östlichen Mitteleuropa gehört. Das tatsächliche Verhältnis zwischen Bohunicien und Szeletien wurde bereits angesprochen; ergänzt werden muss hier, dass die Anwendung der Levallois-Methode in den Blattspitzengruppen zwar eine deutlich geringere Rolle gespielt hat als im Bohunicien, dass sie aber dennoch nicht fehlt.

Das auf den nächsten beiden Seiten (S. 147-148) folgende Kapitel über „Menschenreste aus mittelpaläolithischen Inventaren des Micoquien-Kreises *sensu lato*“ ist in der vorliegenden Bruchstückhaftigkeit und subjektiven Auswahl tendenziös und repräsentiert nicht den tatsächlichen Fossilbestand. Durch die bewusst sehr weit gefasste Umreißung des Begriffes Micoquien kann Thissen Weimar-Ehringsdorf und La Chaise, die nach Ansicht (nicht nur) des Rezensenten nicht zum Micoquien gehören, und die dort entdeckten Menschenreste in seine Argumentation einbeziehen. Ohne Frage sind die Fossilien von Ehringsdorf für die vermutete Zeitstellung recht progressiv, deutlich progressiver jedenfalls als die weichselzeitlichen Klassischen Neandertaler, doch gilt dies in gleicher Weise für fast alle vor-eemzeitlichen Fossilien, aber nur noch bedingt für die eemzeitlichen Menschen wie z.B. aus La Chaise oder auch aus Saccopastore in Italien, die schon sehr stark neandertaloid sind und deshalb nicht als „Prä-Neandertaler“ zu bezeichnen sind (wie S. 147 geschehen), sondern besser als Frühe Neandertaler bezeichnet würden. Eine Akkumulation der Merkmale, die schließlich zum Klassischen Neandertaler geführt hat, lässt sich durch das so genannte *accretion model* erklären (z.B. Dean et al. 1998), das in anthropologischen Fachkreisen zwar nicht ohne Widerspruch ist, jedoch von vielen wichtigen Vertretern anerkannt wird.

Als dritter Beleg für Menschenreste aus dem Micoquien-Kreis werden dann noch die Fossilien aus dem Micoquien der Fundschicht 7a der mährischen Kůlna-Höhle herangezogen, die Thissen unter Berufung auf die Vorlage durch Jan Jelínek modernen Menschen zuordnen möchte. Hier ist jedoch anzumerken, daß Jelínek trotz einer ausführlichen Diskussion ‚moderner‘ Merkmale, die er bei den Fossilien feststellen konnte, diese doch trotzdem unter der Überschrift ‚Neandertaler‘ beschreibt und sie auch entsprechend einordnet. Dem Rezensenten ist keine seriöse anthropologische Bearbeitung bekannt, in welcher die Kůlna 7a-Fossilien als moderne Menschen eingestuft würden. In

solchen Menschen frühmoderne mittelpaläolithische Vertreter des Brno-Typs zu sehen, wie er vor allem aufgrund der mährischen Menschenfunde des mittleren Jungpaläolithikums definiert wurde, erscheint dem Rezensenten nicht nachvollziehbar.

Damit ist die Aufzählung der Menschenreste des Micoquien-Kreises für Thissen abgeschlossen. Abgesehen davon, daß nur die Fossilien aus der Kůlna-Höhle wirklich aus Micoquien-Zusammenhang stammen, fällt kein Wort zu den Menschenresten aus der Fundstelle im Neandertal selbst, die eindeutige Klassische Neandertaler repräsentieren und, wie wir durch die Neuuntersuchung der Fundstelle, an der Jürgen Thissen selbst maßgeblich beteiligt war, wissen, mit Steinartefakten des Micoquien bzw. der Keilmessergruppen vergesellschaftet waren. Nach Thissens Modell müssten im Neandertal aufgrund der Micoquien-Funde jedoch moderne Menschen gelebt haben. Die Neandertalerreste von Salzgitter-Lebenstedt, ebenfalls mit einem Inventar der Keilmessergruppen vergesellschaftet, finden gleichermaßen keine Erwähnung. Und wenn schon der Begriff des Micoquien so ausgeweitet und das französische MTA als Fazies des Micoquien gesehen wird, warum wird dann nicht das Neandertalerkind aus dem MTA von Pech-de-l'Azé I erwähnt? Warum werden diese und andere Funde nicht aufgeführt? Weil es eindeutig Neandertaler sind, die doch eigentlich die mit ihnen vergesellschafteten Inventare gar nicht haben herstellen können? Hier drängt sich der Eindruck auf, dass alle Funde, die nicht in die Argumentation passen, unerwähnt bleiben.

Es folgt nun unter der Überschrift „Ein prähistorischer Gunstraum zwischen Maas und Niederrhein“ ein kurzes Kapitel (S. 148-151), das an dieser Stelle ziemlich unorganisch platziert ist und besser im ersten Teil des Buches verortet worden wäre. Noch kürzer (S. 152-154) ist ein Kapitel zur frühesten Besiedlung Mitteleuropas, das gewissermaßen den Boden für das folgende, letzte Kapitel des Buches bereitet. Thissen folgt der kurzen Chronologie für die Besiedlung Mitteleuropas, die Menschen dort frühestens vor etwa 600.000 Jahren, in nördlicheren Breiten noch später annimmt.

Im letzten Kapitel (S. 155-167) holt Thissen dann zum großen Schlag aus: Er präsentiert „Ein alternatives Modell zur Evolution von *Homo sapiens* und *Homo neanderthalensis*“. Vieles von dem, was hier gesagt wird, ist in der einen oder anderen Form schon früher, vor allem im Zusammenhang mit der Bewertung und Einordnung der Fundsichten von Rheindahlen, gesagt worden, und so bietet das Kapitel eigentlich trotz allen Zündstoffes kaum noch Überraschungen. Große Bedeutung hat natürlich der Schädel von Steinheim an der Murr, das nach dem Unterkiefer von Mauer wohl älteste Menschenfossil auf deutschem Boden. Nach Jürgen Thissen (und Dirk Tomalak, der in der Vorbemerkung S. 4 als „eine Art geistiger Kooautor“ vor allem des zweiten Teils der Rheindahlen-Monographie genannt wird) ist der Mensch von Steinheim „im Verlauf des MIS 9c aus Afrika eingewandert und war nach unserem Modell die ‚Ur-Mutter‘ aller Sapiënten nördlich der Hochgebirge. Mit ihr und ihren Gruppenmitgliedern hatte *Homo sapiens* erstmals europäischen Boden betreten“. Nach dem erwähnten *accretion model* kann der Fund von Steinheim in der Phylogenese auch anders eingeordnet werden, ohne eine direkte Einwanderung aus Afrika anzunehmen.

Gar nicht mehr nachvollziehbar ist es, wenn Thissen (S. 157) annimmt, der Mensch, der für die Funde von Bilzingsleben verantwortlich ist, sei kein *Homo erectus* gewesen, sondern Bilzingsleben (wie übrigens auch Schöningen mit seinen berühmten Holzpeeren) sei in Wirklichkeit ein „Siedlungsplatz archaischer Sapiënten (*Homo sapiens*

steinheimensis“). Warum kommt dann der anthropologische Bearbeiter Emanuel Vlček, sonst von Thissen gerne als Garant zutreffender Beurteilungen zitiert, zu einer klaren Zuordnung der Menschenreste aus Bilzingsleben zu *Homo erectus*, und dies wegen der archaischen Morphologie in bewusster Abgrenzung gegenüber *Homo heidelbergensis*?

Wie bereits in Abb. 59 (S. 135) angedeutet, wird eine von vielen Einwanderungswellen nach Europa im MIS 7 angenommen und mit Fossilien wie Weimar-Ehringsdorf und Swanscombe in Verbindung gebracht. Rezensent stimmt insofern zu, dass es zweifellos mehrere Out of Africa-Ereignisse gegeben hat, wie es auch in der einschlägigen Literatur durchaus vertreten wird; für alle Kaltzeiten bis einschließlich MIS 8 jedoch immer wieder ein völliges return to Africa anzunehmen und alle ‚Neuerungen‘ immer wieder mit neu aus Nordafrika oder dem zirkummediterranen Raum eingewanderten Menschen zu verbinden, lässt sich schwer nachvollziehen.

Die Ehringsdorfer Menschen, die vielleicht in das MIS 7 gehören, obwohl auch das keineswegs gesichert ist, spielen für Thissen nun eine entscheidende Rolle in der weiteren Menschheitsentwicklung in Europa. Er sieht sie als vermutliche Vorfahren des modernen Menschen und der Neandertaler (S. 158). Diese Aussage wirft einige Fragen auf. Es ist klar, dass für Thissen erst jetzt im MIS 7 die europäische Sonderentwicklung der Neandertaler einsetzt. Doch wie ist die Vorfahrenschaft der Ehringsdorfer in Bezug auf die modernen Menschen zu verstehen? Bedeutet es, dass es jetzt auch eine mehr oder weniger durchgehende Entwicklungslinie in Europa hin zum anatomisch modernen Menschen gibt? Oder heißt es, dass (im MIS 6) nach Afrika zurück gewanderte Abkömmlinge der Ehringsdorfer Menschen in Afrika die Entwicklungslinie zum modernen *Homo sapiens* in Gang brachten, während sich die Neandertalerlinie in Europa noch im Stadium der Prä-Neandertaler befand. Die Abb. 59 (S. 135) muss man wohl in dieser Hinsicht deuten. Diesem Diagramm kann man auch entnehmen, dass Jürgen Thissen dann für das Eem-Interglazial eine Wiedereinwanderung der nun zum frühmodernen *Homo sapiens* gewordenen Menschen (post-Ehringsdorfer?) annimmt, die sich dann während des Mittelpaläolithikums als Brno-Typ des *Homo sapiens* ausbreiteten, während zu einem späteren Zeitpunkt endlich der moderne *Homo sapiens* aus Afrika (ebenfalls post- oder post-post-Ehringsdorfer?) bzw. dem zirkummediterranen Raum nach Europa gekommen ist. In dieser Zeit hatten sich die in Europa verbliebenen Ehringsdorfer-Nachfahren zu den klassischen Neandertalern entwickelt, die schließlich dem anatomisch modernen Menschen weichen mussten und ausstarben. Der Fossilbestand bietet wenig bis gar keine Anhaltspunkte für dieses umständliche Modell. Und auch die Entdeckungen der Genforschung, die für die Entwicklung der Neandertaler zu abweichenden Ergebnissen kam, wie Thissen S. 160 zugibt, scheinen eher die ‚herkömmlichen‘ Evolutionsmodelle zu stützen.

Was nun die konkrete Entwicklung der Neandertaler angeht, so erfolgte sie nach Jürgen Thissen in den MIS 6 und MIS 4 „unter hochglazialen, extrem kalten Klimabedingungen“, und der Neandertaler wird als die kaltzeitliche Spezies der Gattung *Homo* angesehen (S. 160). Auch wenn diese Meinung immer wieder in ähnlicher Weise in der Literatur vertreten wird, so muss doch an dieser Stelle entschieden widersprochen werden. Zusammen mit seinem Kollegen Jordi Serangeli glaubt der Rezensent plausibel aufzeigen zu können, dass Neandertaler eher wärmeadaptiert waren und ihr Kerngebiet in südlichen Breiten, etwa in Südwestfrankreich und Spanien, aber auch in Italien

und im übrigen nördlichen Mittelmeerraum gelegen hat, einem Gebiet, das selbst unter vollen glazialen Verhältnissen noch eher gemäßigte Temperaturen aufwies. Die durchaus nachweisbaren Vorkommen von Neandertalern in kaltzeitlichen Zusammenhängen sind das Ergebnis einer Adaption erst im Verlaufe der Neandertalerentwicklung.

Für das Eem-Interglazial nimmt Thissen die Existenz zweier Menschenformen in Europa an: auf der einen Seite stehen die Neandertaler, belegt durch die Funde von Krapina und Saccopastore, auf der anderen Seite *Homo sapiens*, belegt durch die Funde von La Chaise. Krapina wird dann (S. 161) als besonders wichtiger Fundplatz einer „erstmaligen Begegnung zwischen Prä-Neandertalern und Sapiënten nach vermutlich mehr als 50 000 Jahren Trennung“ gesehen. Wie das sein kann, bleibt Geheimnis des Verfassers, da auch er keinerlei Hinweise auf die Anwesenheit von *Homo sapiens* in Krapina anführen kann.

Nur wenig später wird auf derselben Seite hervorgehoben, in der Blombos-Höhle in Südafrika und in Qafzeh in Israel habe der moderne Mensch bereits vor 75.000 Jahren bzw. sogar schon vor 100.000 Jahren Schmuck hergestellt, und dieses moderne Verhalten unterscheide ihn deutlich vom europäischen Neandertaler. Soweit ist weitgehend zuzustimmen. Die Frage sei in dem Zusammenhang aber erlaubt, warum der nach Meinung Thissens für das Micoquien zuständige moderne Mensch diesen Schritt in Europa nicht getan hat. Die völlige Zustimmung ist aber auch zu verweigern, da in Inventaren des Châtelperronien gelegentlich Schmuck auftritt und dieses Châtelperronien trotz aller Diskussionen um die zugehörigen Menschenreste wohl doch von Neandertalern getragen wurde. Für die von Thissen vertretene Meinung (z.B. S. 163), das Châtelperronien sei von modernen Menschen hergestellt worden, gibt es keinerlei Fossilbeleg (für eine wahrscheinlich Trägerschaft durch den Neandertaler dagegen schon). Und die Behauptung „Es wird darüber hinaus beschrieben, dass es solche Châtelperronien-Plätze nur dort gab, wo Sapiënten lebten“ (S. 162) wird leider durch kein Zitat belegt und ist haltlos. Und wenn weiterhin pauschal angeführt wird, auf Siedlungsplätzen des Châtelperronien würden häufig Geräte eines herkömmlichen Aurignacien gefunden, so wünschte man sich auch hier eine detailliertere Diskussion und Nachweise. Dass andererseits Kontakte zwischen Trägern des Châtelperronien (Neandertaler) und Trägern des frühen Aurignacien (anatomisch moderne Menschen) stattgefunden haben können oder stattgefunden haben dürften, nimmt auch der Rezensent an (vgl. auch Floss 2003). Wenn Thissen (S. 162-163) noch einmal betont, das Châtelperronien sei wegen der vielen ‚modernen‘ Elementen von anatomisch modernen Menschen hergestellt worden, so manifestiert sich hierin einmal mehr seine Abqualifizierung der Neandertaler als technologisch klar unterlegene Menschenform.

Gesteigert wird dies noch, wenn er sich kurz danach (immer noch S. 163) aufmacht, anzuzweifeln, im Nahen Osten hätten Neandertaler wie moderne Menschen gleichermaßen Moustérien-Inventare hergestellt. Eine wirkliche Beweisführung erfolgt nicht. Zwar ist ihm uneingeschränkt zuzustimmen, dass die Anwendung der Levallois-Methode nicht mit dem Moustérien gleichzusetzen oder diesem synonym sei und dass sowohl Neandertaler als auch moderne Menschen sich dieser Methode bedient hätten. In gleicher Weise ist ihm zuzustimmen, dass es auch im Nahen Osten neben dem Moustérien im Mittelpaläolithikum andere Formengruppen gegeben habe. Ob dazu auch das Micoquien gehört (S. 163) ist allerdings zu bezweifeln. Vor allem bleibt aber die Frage

unbeantwortet, warum die von den modernen Menschen in Skhul und Qafzeh hergestellten Inventare kein Moustérien sind und in welcher signifikanten Weise sie sich von den durch Neandertaler hergestellten Inventaren beispielsweise aus Tabun unterscheiden. Als Micoquien kann man sie nicht einmal mit dem allerbesten Willen klassifizieren. Dass das späteemzeitliche und weichselzeitliche Mittelpaläolithikum des frühmodernen *Homo sapiens* auch im Vorderen Orient „mit dem Terminus ‚Micoquien‘ zutreffend und umfassend beschrieben“ sei, ist eine Behauptung, die jeder archäologischen Grundlage entbehrt.

Der Autor springt dann vom Nahen Osten wieder nach Europa. In der Entwicklungslinie vom Acheuléen über das Micoquien bis zum Bohunicien/Szeletien/Jerzmanovicien wird ein Kontinuum gesehen, und das um 45.000 vor heute ‚eingewanderte‘ Aurignacien habe allmählich zu einer „Verschmelzung von Bohunicien und Aurignacien“ und schließlich zur Ausprägung einer neuen einheitlichen mitteleuropäischen Kultur, dem Gravettien, geführt (S. 164). Sehr wahrscheinlich stellt jedoch das Aurignacien als solches eine europäische Entwicklung dar und ist nicht eingewandert. Als Beleg für das frühe Einwandern des Aurignacien führt Thissen Bacho Kiro in Bulgarien an. Das entsprechende Inventar des ‚Bachokirien‘ (Schicht 11), das hier gemeint ist, stellt zwar ein (noch in starker mittelpaläolithischer Tradition stehendes) frühes Jungpaläolithikum dar, jedoch kein Aurignacien. Darüber hinaus lassen neuere Datierungen berechnete Zweifel an dem hohen Alter dieses Inventars aufkommen. Hier wäre eine Auseinandersetzung mit jüngeren Arbeiten zu Bacho Kiro angebracht, statt auf einen Titel von 1965 zu verweisen. Und auch das angeblich hohe Alter für das Aurignacien von Istállóskő in Ungarn ist inzwischen revidiert. Weder die frühesten Kunstwerke noch das früheste Aurignacien werden von Conard und Kollegen, wie von Thissen (S. 164) behauptet, dem Neandertaler zugewiesen. In der zitierten Literatur wird lediglich ausgeführt, dass es aus den frühen Aurignacienhorizonten mit den Kunstwerken bisher keine Menschenreste gäbe, andererseits zu jener Zeit auch noch Neandertaler in Europa gelebt hätten, so dass man klare Argumente dafür vorbringen müsse, um sie, was plausibel ist, modernen Menschen und nicht Neandertalern zuzuweisen.

In den letzten Sätzen des letzten Kapitels und in Abb. 68 (S. 166) wird noch einmal deutlich, dass Jürgen Thissen einen Parallelverlauf von kultureller und anthropologischer Evolution sieht, indem ‚fortschrittliche‘ Inventare immer mit *Homo sapiens* in Verbindung gebracht werden, während der Neandertaler seiner Meinung nach über seine gesamte Lebensdauer ausschließlich dem altmodischen Moustérien verhaftet blieb.

Dem Text schließen sich eine deutsche Zusammenfassung (s. 168-169) sowie ein englisches Abstract (S. 170-171) an. Auf das Literaturverzeichnis folgen dann der Abbildungsnachweis und 54 Tafeln überwiegend mit Strichzeichnungen, die von guter Qualität sind. Die Karte hinter den Tafeln ist in der vorliegenden undifferenzierten Form nicht besonders aussagekräftig und damit verzichtbar. Erwähnt sei abschließend, dass in dem Buch erfreulich wenige Schreibfehler zu finden sind; auf diese sowie auf einige kleinere Unstimmigkeiten soll hier nicht weiter eingegangen werden.

Als Fazit bleibt festzuhalten: Der erste Teil des Buches repräsentiert eine solide Materialvorlage, die trotz einiger in der Rezension erwähnter Kritikpunkte eine gute und unverzichtbare Grundlage für die weitere Beschäftigung mit der wichtigen Fundstelle Rheindahlen ist. Was den zweiten Teil angeht, so soll dem Gesagten nichts mehr

hinzugefügt werden. Für den wissenschaftlichen Diskurs ist es immer wichtig und wünschenswert, wenn neue Wege beschritten und neue Interpretationen vorgebracht werden, auch – und besonders – wenn sie der gängigen Lehre entgegenlaufen. Trotz allem müssen aber solche neuen Ansätze nachvollziehbar sein und auf Fakten aufbauen. Bei einem guten Teil der von Jürgen Thissen im zweiten Teil seiner Rheindahlen-Monographie vorgetragenen Interpretationen ist dies nicht der Fall, und Jürgen Kunow als Herausgeber der Reihe ‚Rheinische Ausgrabungen‘ ist sicherlich beizupflichten, dass er den Band in die Publikationsreihe aufgenommen hat, er tat aber gut daran, eine deutliche Trennung zwischen Fundvorlage im engeren Sinne und weiterreichenden Interpretationen durchzusetzen.

Abgekürzt zitierte Titel:

- Bosinski, G. 1967: Die mittelpaläolithischen Funde im westlichen Mitteleuropa. Fundamenta A4. Köln/Graz: Böhlau Verlag.
- Conard, N. J. und Prindiville, T. J. 2000: Middle Palaeolithic Hunting Economies in the Rhineland. *International Journal of Osteoarchaeology* 10, 286-309.
- Dean, D., Hublin, J.-J., Holloway, R. und Ziegler, R., 1998: On the phylogenetic position of the pre-Neandertal specimen from Reilingen, Germany. *Journal of Human Evolution* 34, 485-508.
- Floss, H. 2003: Did they meet or not? Observations on Châtelperronian and Aurignacian settlement patterns in eastern France. In: J. Zilhão und F. d'Errico (Hrsg.), *The Chronology of the Aurignacian and of the Transitional Technocomplexes. Dating, Stratigraphies, Cultural Implications. Trabalhos de Arqueologia* 33. Lisboa: Instituto Português de Arqueologia, 273-287.
- Jöris, O. 2003: Zur chronostratigraphischen Stellung der spätmittelpaläolithischen Keilmessergruppen. Der Versuch einer kulturgeographischen Abgrenzung einer mittelpaläolithischen Formengruppe. *Bericht der Römisch-Germanischen Kommission* 84, 49-153.
- Soressi, M. 2004: Die Steintechnologie des Spätmoustérien – Ihre Bedeutung für die Entstehungsgeschwindigkeit modernen Verhaltens und die Beziehung zwischen modernem Verhalten und biologischer Modernität. *Mitteilungen der Gesellschaft für Urgeschichte* 13/2004, 9-28.
- Veil, S. 1983: Die retuschierten Steinwerkzeuge und die Abfälle ihrer Herstellung. In: E. Franken und S. Veil, *Die Steinartefakte von Gönnersdorf. Der Magdalénien-Fundplatz Gönnersdorf 7*. Wiesbaden: Franz Steiner Verlag, 171-363.

Michael Bolus
Universität Tübingen
Abt. Ältere Urgeschichte und Quartärökologie
Schloss Hohentübingen, Burgsteige 11
72070 Tübingen
michael.bolus@uni-tuebingen.de

